

Nr. 276. Bromberg, den 29. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

22. Fortsetzung.

„Machen Sie nur keine dummen Streiche, Kind", bat Frau Helene.

Vater hatte schon so Grund genug, sich zu ärgern über das Mädel, und solange man nicht offiziell das Recht hatte, als Eltern aufzutreten . . . Aber dann dachte sie an Per, ihren lieben guten, braven Jungen, und daß er vielleicht doch ein bißchen zu wenig von ihr hatte und zu viel von der andern Seite.

„Gehen Sie jetzt zu Bett, Kind", sagte sie. Eine ungewohnte Wärme lag in den letzten Worten.

„Ja, ich bin tüchtig müde", sagte Petra. „Schlafen Sie wohl." Sie gab ihr die Hand und klopfte das Federbett glatt, mit einem Klaps, daß Frau Helene sich unter der Decke krümmte.

„Ich kann nicht begreifen, wie die Kellner in der Stadt ihre Tabletts tragen können — so —", sagte sie und hielt die eine Hand gespreizt unter das Tablett, daß es schwankte und wippte.

Frau Helene blieb in Aufregung liegen, bis sie sie unten ankommen hörte. Und einen Augenblick später ging's wieder treppauf, sich am Geländer hochwindend, drei Stufen auf einmal.

„Kindskopf", sagte sie und schüttelte den Kopf. Aber sie lächelte dabei.

Kurz darauf kam der Pastor schwer und würdevoll die Treppe hinauf. Jede Stufe knackte, am meisten die, wo die Treppe eine Biegung machte. Behutsam auf Zehenspitzen kam er herein, und seine Frau folgte dem Wink. Sie lag ganz still. Sie hatte nichts Ungesagtes auf dem Herzen.

Petra stand halb ausgekleidet am Fenster und sah über die Bygde, die grauweiß im Mondschein lag. Die Sterne standen blank gegen den schwarzblauen Himmel. Manche standen still und guckten nur. Andere telegraphierten unaufhörlich miteinander.

Rotes Licht, weißes Licht, grünes Licht.

Das Zimmer hinter ihr kroch in der Dunkelheit zusammen. Petra drehte sich um. Das Licht auf dem Nachttischchen brannte aus. Die Flamme wurde kleiner und kleiner, schwamm zuletzt nur noch wie ein halberstickter blauer Blaff in einem aufgedämmten See von geschmolzenem Stearin. Dann brach der Damm, die See brach durch und sickerte am Licht herab, wo sie sofort erstarrte zu einem knorrigen Streifen. Aber die Flamme stieg und stieg und brannte groß und ruhig und brachte Licht in die tiefsten Winkel des Stübchens.

Langsam rollte Petra das Rouleau herab. Sie sah zum Wald hinüber, nach den Bergen. Wo wohl Ola Ols sich jetzt herumtreiben mochte? Und sie sah Marjas schwarze Leideshöhlen vor sich, wie sie sagte: wenn sie den Olsjung erst einmal ins Loch sperren, dann würde nie im Leben wieder ein ordentlicher Mensch aus ihm.

Sie wandte den Kopf nach der Richtung, wo das Amtsrichterhaus lag. „Wart man, du, da gehören zwei zu", sagte sie, und dann ließ sie die Gardine vollends herab. Aber durch den Spalt guckte sie drüben nach dem jenseitigen Flußufer hinüber. Bei Maren war's dunkel. Morgen sollte also —. Wenn's nun doch —.

Sie riß sich die Kleider herunter und blies das Licht aus. Und es wurde still auf dem Pastorhaus. Nur einmal ein Poltern im Pferdestall. Eins der Pferde schlug aus beim Aufstehen. Und dann ungeheuer vorsichtig schleichende Schritte die Treppe hinauf, mit Anhalten jedesmal, wenn's knackte. Das war Anne-Stube, die verbotenerweise ausgewesen war.

Es war noch dunkel, als Petra durch das ferne Rasseln des Weckers im Mädchenzimmer geweckt wurde. Das Rasseln hörte jäh auf, als Anne-Stube die Uhr unter die Bettdecke stopfte. Noch eine halbe Stunde blieb es still, ehe sie auf Latschen herunterkam und anfing, im Ofen zu rumoren.

Ein widerwärtiger Laut, dies Einfüllen von Koks, wenn man noch im Halbschlaf lag. Und bloß dies langweilige Gepuffe im Ofen, statt des gemütlichen Geprassels und Geknisters und des Flammenscheins aus dem Zugloch in alten Tagen. Isch.

Petra schmiß sich auf die andere Seite rüber nach der Wand zu. Ach was, man konnte sich schon noch ein kleines Nachschläfchen gönnen. Was wohl heut' für Wetter war? Heute war ja der Tag, wo sie zu Maren rüber sollte und wo der Jemand das Haus begucken wollte.

Ob wohl Per bei der Männin gewesen war, wie sie ihn gebeten hatte?

Wenn's nun Wilhelm Weyer war? Sie schlief wieder ein. Fuhr in die Höhe, als sie Syversen unten ins Kontor gehen hörte.

Es war schon wieder Schneetreiben.

Dieselbe dicke graue Luft mit einem Geriesel kleiner flatternder Flügelchen. Es hatte sich in der Nacht wieder bezogen.

Aus der Gartenstube trillerten Etüden und Übungen. Frau Helene war in Arbeitslaune und machte ihre Finger weich. Der Pastor saß über der Morgenzeitung.

Petra hatte die Frühstückszeit verschlafen. Sie schlüpfte herein unter Deckung von Herrn Pastors ausgebreiteter Zeitung und kramte auf dem Tisch nach Briefen. Sie hatte ihr Skikleid an.

Da war er.

Petra griff danach. Schlich leise wieder hinaus in die Eßstube zu ihrem Frühstück.

Der Pastor senkte die Zeitung, geräuschlos, gerade so weit, daß er darüber hinwegsehen konnte. Er lächelte. Sie hatten beide den Brief gesehen, ihn in der Hand gewogen und konstatiert, daß er doppelt so dick war, wie Pers gewöhnliche Briefe an die Eltern.

Petra las. Den Mund voll Zwieback und die Kaffeetasse neben sich.

Per erzählte von der Reise. Von allem in der Stadt. Schrieb vorsichtig und freundschaftlich. Die ganze Reise über hatte er sich den Brief ausgedacht. Er mußte seine Dummheit — ja, denn im Grunde war es eine Dummheit — wiedergutmachen, indem er so einigermaßen wie früher schrieb, um sie nicht zu erschrecken.

Der Brief sagte nichts von all dem, was Per Borting so gern gesagt hätte, diesem kleinen, warmen, impulsiven Menschenkind, bei dem er eingebrochen war, um darüber zu wachen, daß kein anderer ihren ersten Weibesgedanken stahl. Aber da er nun all dies schrieb, was er nicht wollte, und an all das dachte, was er sagen wollte, wurde der Brief steif und ihm ganz unähnlich.

Petra las. Erst eifrig, dann langsamer. Sie war enttäuscht. War das ein Verlobungsbrief — der war ja gar nicht mal so nett, wie Pers Briefe sonst waren — mit kleinen Witzen und gemütlich.

Plötzlich fingen ihre Augen Wilhelm Weyers Namen auf. Ich habe Weyer und Fräulein Owenberg auf dem Karl-Johann getroffen, stand da. Mit Absicht, selbstverständlich. Per wußte sehr genau, daß sie Camilla Owenberg nicht ausstehen konnte. Und daß sie natürlich auch nicht mochte, daß ihre Freunde von ihr begeistert waren.

Daß man sich für so was überhaupt begeistern konnte. Flach wie 'n Plättbrett und nach unten schmaler, wie ein zusammengerollter Regenschirm. Und sicher mit zwanzig falschen Würsten auf dem Kopf. Und obendrauf ein Hut wie eine Bratpfanne. Und die halbgeschlossenen hirschledernen Augenlider über den Augen, die immer so festhingen und nicht weiterrücken konnten. Wenigstens nicht, wenn sie Wilhelm Weyer ansahen. Petra hatte es ganz genau gesehen damals auf dem Basar im Studentenverein. Sie war bloß heilfroh, daß sie Camilla Owenberg nicht kannte. Es war gerade widerlich genug, sie sehen zu müssen und Wilhelm Weyer von ihr schwärmen zu hören.

Am Schluß des Briefes war Petra ein bißchen zufrieden. Da stand sonst immer Gruß von Ihrem Freunde Per, aber diese Unterschrift war ganz anders. Da war doch endlich mal 'ne Andeutung von Verlobung. Aber im großen und ganzen — wie die Briefe in den Romanen war der nicht.

Sie legte ihn zusammen, steckte ihn ins Kuvert und in die Tasche und ging ins Wohnzimmer.

Der Schnee trieb gegen die Fensterscheiben — es hatte stark zu wehen angefangen.

„Ei, sieh mal an, guten Morgen", sagte der Pfarrer gemütlich. Er war heute in seiner allerrosigsten Laune. Er sagte es aber zu gemütlich. Es sollte bedeuten, daß er Fräulein Felber heute noch gar nicht gesehen hatte.

„Morgen. Ist die Predigt gut geraten?" sagte Petra verständnisvoll.

Der Pastor fragte mit den Augen.

„Na, ich meine nur, weil Sie so furchtbar guter Laune sind", erklärte Petra. „Jetzt muß ich aus. Und heut' nachmittag auch."

„Bei dem Schneesturm. Das kann ich nicht zugeben", sagte der Pfarrer. Und dann rief er seine Frau.

Wie man nur dazu Lust haben könnte, sagte Frau Helene schaudernd.

„Sie müßte einfach. Einerlei, ob sie dürfte oder nicht", sagte Petra. Und der Pastor runzelte die Stirn. Er hatte sie in seinem Leben so oft gerunzelt, daß der Strich zwischen den Augen sitzen geblieben war.

„Eigentlich sollten Sie hin. Seien Sie froh, daß Sie's nicht brauchen", sagte Petra und lief hinaus auf den Flur. „Zu Tisch komme ich", rief sie herein.

„Aber wo wollen Sie denn hin, Kind?"

Frau Helene machte die Tür auf. Aber Petra schmiß schon krachend die Haustür hinter sich zu.

„Laß sie laufen, Liebe", sagte der Pastor. „Es gibt doch wahrhaftig eine Grenze der Unerzogenheit. Ich will dir mal was sagen, wenn es sich wirklich so verhält, wie wir allen Grund zu glauben haben, dann fordere ich es als mein gutes Recht, mich ihrer anzunehmen und ihr meine Meinung zu sagen."

„Ihr Mannsleute", lachte die Frau Pastorin.

Er sah sie über die Brille an. Manchmal wußte er nicht ganz, was sie meinte. Und dann war es das sicherste, nicht zu fragen.

Ein graugekleidetes Persönchen, die Mütze tief bis über den Hals herabgezogen und mit kniekurzem Rock flog auf Skiern die Landstraße herab. Der Schnee trieb heftig von der Seite, so daß sie den Kopf drehen mußte, und der Rock, so kurz er war, blähte sich wie ein Segel.

Der Schnee hatte sich schon zu Wehen getürmt, so daß sie dann und wann tief einsank, oft so plötzlich, daß sie vornüber klappte, dann schlug sie mit den Armen aus, bis sie die Balance wieder hatte. Einen Skistab brauchte sie nicht.

Im Walde unter den Bäumen war es still, aber oben in den Baumkronen sauste und brauste es. Es ging den ganzen Weg bergab.

Jetzt kam sie aus dem Walde heraus und wieder auf den Weg. Sie hatte das Schneegestöber direkt ins Gesicht. Sie sauste unbekümmert weiter, mit halbgeschlossenen Augen, kupferrot im Gesicht. Ab und zu sank sie in eine lose Schneewehe, fiel auf die Nase und krabbelte wieder in die Höhe.

Längs der Landstraße lagen jetzt weniger große Höfe als kleine Hütten. Ein großes weißes Gehöft lag da, mit einem fabrikartigen Steingebäude und mehreren kleinen Häusern drum herum.

Das war der Hof des Landkrämers Schuar.

Daß der Schuar eigentlich Franz Johannesen hieß, darüber dachte kein Mensch nach. Sie sahen es freilich unter den Rechnungen stehen, irgend was mit Schleifen und Schwung dran, aber sie beachteten es nicht weiter. Es interessierte sie nicht. Er wurde Schuar genannt nach seinem Dörfchen. Und wonach das Dörfchen hieß, das wußte keiner mehr.

Der Schuar saß am Pult in der kleinen Butze hinter dem Ladentisch, immer bei offener Tür und mit einem wachsamen Auge hinaus; von dem Kabuff ging eine Tür in die Wohnung des Schuars.

Der Schuar war weiß wie Mehl im Gesicht, Haar und Augenbrauen. So war er aus der Hand des lieben Gottes gekommen. Aber daß die graue Friesjacke auch immer weiß von Mehl war, das kam vom Geschäft. Und das hatte er gemeinsam mit Olsen und Gurud, den Ladendienern.

Das Geschäft setzte sich auf allen ab, die damit zu tun hatten. Denn es ging den lieben langen Tag vom Petroleumfaß in den Mehlsack, vom Kuchenschub in die Ecke mit den Transtiebeln, die in Bündeln unter der Decke hingen, zusammen mit Schiffstauen, Stallaternen, Schuhbändern, Pappstücken mit prächtigen Hutnadeln und Gürtelschnallen, Blecheimern und Ölmänteln und leichtsinnigen Zwirnstrümpfen, die die Farbe verloren hatten von der jahrelangen vergeblichen Erwartung ihrer Bestimmung.

Schräg aus den Borden heraus ragten blaue und weiße Kattunballen, steif von Appretur. Geblümte Tücher lagen in Haufen neben Wolljacken von der Farbe des Glyzerins und Strickgarn, heimgewebtes und gekauftes. Glasvasen und Tassen mit farbigen Blumen darauf standen auf schmalen Tischen unter den Fenstern. Im Fensterrahmen hing Sattelzeug, schön fettig duftend. Und an den Wänden waren Borde mit Büchsen, Kolonialwaren, Konserven, Nagelpakete u. v. a. Aber auf der obersten Borde prangten gewisse Steingutgegenstände von verschiedenster Fasson und Größe, jeden Bedarf befriedigend und gefüllt mit allem möglichen Kram, von Streichholzschachteln bis zu Pfefferminzschachteln mit Sinnsprüchen drauf.

Beim Schuar war's immer stoppenvoll, besonders Sonnabends.

Sie standen und hingen und lagen halb über den Ladentisch, der mit Zinkplatten beschlagen war, nachdem die Holzplatte so total abgenutzt war, daß die Äste wie kleine Hügel daraus herausragten.

Die auf der Außenseite des Ladentisches hatten immer unglaublich viel Zeit, während Olsen und Gurud wie zwei gepeitschte Kater vom Boden zum Keller sausten, ins Lager und auf die Leitern hinauf, von einem Ende zum andern. Bloß wenn der Schuar selber beim Essen war, gönnten sie sich einen kleinen Extraschwatz und schwangen ihre blankgeschliffenen Hinterteile auf den Ladentisch.

(Fortsetzung folgt.)

Südtiroler Volkskunst.

Von Dr. Otto Brandt-Dresden.

Überall da, wo stärkerer Verkehr einsetzt, mischt sich bald die Bevölkerung, sind alte Sitten und Bräuche raschem Untergang geweiht. Im Flachland, in der Ebene, vollzieht sich dieser Prozeß schneller als im Gebirge, und namentlich einzelne Alpentäler weisen überraschende Widerstandskraft auf, gleich als ob die hohen Bergketten, die oft nur mühsam zu überschreitenden Joche natürliche Schranken bilden.

Zu ihnen gehört auch das Grödner Tal oder, wie es seit dem Frieden von Saint-Germain amtlich heißt, das Val Gardena, das bei Waidbruck ins Eisacktal mündet. Etwa 20 Kilometer lang, ist es von gewaltigen Dolomitbergen umgeben und in seinem oberen Teil überaus malerisch. Von leichten zu schwierigen Touren bietet sich mannigfache Gelegenheit, und die Übergänge über das Grödner- und Sellajoch wurden einst oft ausgeführt. Einst — denn heute findet man den deutschen Wanderer oder Sommergast seltener. Dafür erscheint der Italiener in Scharen, und das bedeutet eine neue große Gefahr. Wenn das ein paar Jahre so weitergeht, dann wird die schwach besiedelte Gegend rasch der fortschreitenden Italianisierung verfallen. Die Gasthäuser, die hoch mit Steuern belastet sind und mit den Deutschen rechnen, ja rechnen müssen, gelangen in italienische Hände. Nicht immer ist die Abneigung gegen das italienische Element so stark, daß — wie ich selbst beobachtet habe — die gesamte einheimische Bevölkerung geschlossen ein Gasthaus meidet, weil deren deutsche Besitzerin einen Italiener geheiratet hat.

Das nimmt um so mehr wunder, als ja die meisten Einwohner nicht germanischer, sondern romanischer Herkunft sind. Bis etwa Pontives ist die Sprache deutsch, von da an ladinisch, wenn auch von der ganzen Bevölkerung das Deutsche verstanden wird. In diesem ladinischen Gebiete liegen die Orte St. Ulrich (Ortisei), St. Christina und Wolkenstein (Selva). Wichtig als touristische Mittelpunkte und zugleich auch als Mittelpunkte alter heimischer Kunstübung: der Bildschnitzerei.

Aus älterer Zeit haben sich zahlreiche holzgeschnitzte Kreuze, Madonnen, Heiligenfiguren und Flügelaltäre erhalten. Berühmt ist die Kreuzigungsgruppe in Innichen (San Candido), die noch den strengen monumentalen Stil des 12. Jahrhunderts aufweist. Ihren Höhepunkt hat diese Kunst der Bildschnitzerei in den naturalistischen Arbeiten der späten Gotik erreicht, unter denen wiederum Michael Pacher und seine Werkstatt in Bruneck im Pustertal das Vollendetste geleistet haben.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Grödner Bildschnitzerei, sie ist der letzte Nachklang einer alten, heimischen Kunstübung, die seit dem 17. Jahrhundert bewußt gepflegt wird und heute in St. Ulrich ihren Mittelpunkt hat, wo eine Fachschule für eine vertiefte Ausbildung sorgt.

Anders als im sächsischen Erzgebirge ist die Arbeit der Bildschnitzer in Tirol. Beide stimmen nur darin überein, daß sie Hausindustrien und alle Familienmitglieder daran beteiligt sind. Während aber dort vornehmlich Spielwaren hergestellt werden, ist das in Südtirol nicht der Fall. Und wo es geschieht, bedient man sich einer ganz anderen Arbeitsweise. Im sächsischen Erzgebirge wird dem Arbeiter bereits die im Holz fertig ausgebildete Form, der „Ring" geliefert, aus dem durch Abspalten die Form im einzelnen gewonnen wird. Hier liegt die Sache anders: Jeder Arbeiter bildet die Gestalt unmittelbar aus dem Holz selbst heraus, wenn auch meistens nach einem gegebenen Modell. Das erfordert eine größere Fertigkeit und führt naturgemäß auch zu einem größeren Figurenreichtum. Ganz eigenartig ist, daß die Gestalten vielfach die Gesichtszüge der einheimischen Bevölkerung aufweisen, was sich wohl daraus erklärt, daß hier eine unbewußte Erlebnisform vorherrscht. Jene Form der Arbeitsteilung ist unbekannt. Die für die erzgebirgische Spielwarenfabrikation bezeichnende Arbeitsteilung, die jedem — vom Ältesten bis zum Jüngsten — seine genau bestimmte Aufgabe zuweist, kennt man in Tirol nicht. Der einzelne leistet im Grödner Tal nicht Teilarbeit, sondern bleibt mit seinem Werke von Anfang bis zu Ende verbunden, und der Unterschied zwischen den einzelnen Arbeitskräften besteht allein darin, daß ihnen je nach ihrer Leistungsfähigkeit eine verschiedene Arbeitsaufgabe gestellt wird.

Doch die Spielwarenherstellung bildet überhaupt nicht den wichtigsten Teil der Grödner Bildschnitzerei, sondern das sind kirchliche Arbeiten: einzelne Heiligenfiguren wie auch ganze große Altäre. Was man da sieht, ist handwerklich vortrefflich durchgebildet, bleibt aber künstlerisch meist im Konventionellen stecken. Der künstlerische Höhepunkt, den die Grödner Bildschnitzerei um 1800 hatte, wurde noch nicht wieder erreicht, wenn auch zweifellos die jüngere Generation ihre Ziele wieder höher gesteckt hat. Während lange Zeit das Formalschöne im Vordergrunde stand, Haltung und Bewegung aber durchaus typisch blieben, versucht man neuerdings eine tiefere Wirkung durch lebendige Bewegung und stärkere Charakteristik zu erreichen. Indessen „modern" in unserem Sinne wirkt kaum eine der Gestalten und Szenen.

An dieser Volkskunst, an der etwa 2500 Menschen ihren Unterhalt finden — wie denn in Ulrich wie auch in Wolkenstein in jedem Hause geschnitzt wird —, ist die Gegenwart nicht unbemerkt vorübergegangen. Auch hier hat der Friede von Saint-Germain tiefgreifende Wirkungen hervorgebracht. Einmal dadurch, daß es nicht mehr möglich ist, das am besten geeignete Holz, Zirbelholz, aus dem Ötztal einzuführen; man muß also mindergeeignetes verwenden. Neben das Zirbelholz trat die einheimische Lärche, doch hat dieses Holz den Nachteil, daß es leicht springt und platzt, sodaß die Figuren alle geflickt werden müssen; die oft zentimeterbreiten Risse und Sprünge verkeilt man mit Holz. In Wirklichkeit ist der Schaden nicht so groß, weil fast alle Kirchenfiguren bemalt werden und damit dieser Schönheitsfehler ohne weiteres verschwindet.

Zum andern aber hat die Grödner Holzschnitzerei seit dem Weltkrieg einen großen Teil ihres Absatzgebietes verloren, so daß sie sich gegenwärtig in wirtschaftlicher Bedrängnis befindet. Aufgehört hat die Ausfuhr nach dem alten Österreich, vor allem nach Galizien, und ferner nach Rußland. Hauptabnehmer sind jetzt England und Nordamerika, während nach dem eigentlichen Italien nur wenig geht.

War es früher einigermaßen umständlich, in das Tal zu gelangen, so ist der Zutritt jetzt wesentlich erleichtert. Während des Krieges haben in vier Monaten 5000 russische Kriegsgefangene eine kühn angelegte Bahn von Klausen bis nach Plan gebaut, die als Hauptnachschublinie für die österreichischen Stellungen im Marmolataabschnitt diente. Hoffen wir, daß sie in Zukunft wieder recht viele Deutsche in diese sonnigen Gegenden Südtirols führt!

Die Spionin.

Skizze von Brigitte von Arnim.

„Auf das Wohl der schönsten Frau des Jahrhunderts!" sagte Oberst Bantikoff halblaut. Er stand da — riesenhaft stark und breitschultrig — in seiner kleidsamen Uniform und hielt den Sektkelch wie einen Marschallsstab umfaßt.

Wanja, die neben diesem Menschenturm noch schlanker als sonst wirkte, strich mit den Händen an ihrem silberschuppigen Abendkleid hinunter — eine wohl berechnete und irgendwie aufreizende Bewegung — und lächelte, daß ihre weißen, gesunden Zähne zwischen den blutrot gefärbten Lippen hervor schimmerten. „Ich finde, daß der „eingefleischte Junggeselle" im Umgang mit Frauen schon recht bedeutende Fortschritte gemacht hat", entgegnete sie ebenso leise. Ihre Worte wurden von Musik und Gelächter fast übertönt.

Die elegante Wohnung Andrej Bantikoffs war heute kaum wiederzuerkennen. Alle Lampen brannten, die Tafel wies Reste erlesener Speisen auf, und der Rauch unzähliger Zigaretten wölkte blau und vernebelnd durch die vornehmbehaglichen Räume. Bei Klavier- und Geigenmusik ließen sich's die Freunde des Obersten, dessen Gastfreundschaft berühmt war, wohl sein. Soeben intonierte die junge Klavierspielerin einen neuen, etwas schwermütigen spanischen Tango, in den die Geige des hübschen Violinkünstlers schluchzend einfiel.

Wanja legte ihre schmale, ringgeschmückte Hand auf den Uniformärmel ihres Partners. „Tanzen wir!" sagte sie laut und fröhlich.

Sie tanzten, und Bantikoff sah sie dabei immer nur an. So nah war ihm jetzt ihr Gesicht so nah das glatte, kurze braune Knabenhaar, zu dem die langen Perlohrringe in solch seltsamem Gegensatz standen. Wenn er die Augen schloß, bei Tag und bei Nacht, immer sah er nur noch diese Frau vor sich.

„Ich liebe sie", dachte der Mann in tiefer Verwunderung. Es war lange her, daß er eine Frau geliebt hatte.

Nahe der Tür, die Salon und Speisezimmer miteinander verband, stand Michael, der junge Maler, eine Zigarette lässig zwischen den schmalen Fingern. Obwohl er sonst ein flotter Tänzer war, schien ihm heute die Rolle des Zuschauers mehr zuzusagen. Jedenfalls befand er sich in glänzender Stimmung. Wanja hatte den jungen, sympathischen und anscheinend recht talentierten Künstler in den Kreis der Gäste Bantikoffs eingeführt.

Während sie mit dem Obersten an Michael vorbei tanzte, traf den Maler ein kurzer Blick aus ihren dunklen Augen, den er aufmerksam erwiderte. Sie strich sich mit einer langsamen Bewegung zweimal wie unbewußt übers Haar. Michael nickte unmerklich. Er drückte die Lider ein wenig zusammen, als sei ihm zu grelles Licht in die Augen gefallen, und räusperte sich kurz. Wanja lächelte verbindlich.

Als das Paar zum zweiten Male an derselben Tür vorbei tanzte, war der junge Maler plötzlich verschwunden. Es fiel aber im allgemeinen Trubel nicht auf, und auch nicht, daß man Michael im weiteren Verlauf des Festes gar nicht mehr zu Gesicht bekam. Vielleicht hatte er sich schon öfter unauffällig verabschiedet . . .

Bantikoff betrat — lange nach Mitternacht — sein Schlafzimmer. Er war müde, aber sein Gehirn wachte. Das Blut klopfte stürmisch in seinen Adern. „Wie hat sie mich nur verwandelt!" dachte er aufglühend.

Bantikoff tat ein paar Schritte in das dunkle Zimmer hinein und drehte dann die kleine Lampe an, die auf dem Schreibtisch neben seinem Bett ihren Platz hatte. Aber das Lächeln wich jäh aus seinem Gesicht, als das Zimmer nunmehr vom sanften Licht der Lampe erhellt wurde. Ein paar Sekunden stand er stocksteif und starrte mit aufgerissenen Augen auf das halb offen stehende, sonst fest verschlossene Geheimschubfach. Sein Gesicht entfärbte sich völlig.

Danach stieß der Oberst einen heiseren Laut aus, stürzte auf die Schublade zu und begann mit beiden Händen in den Papieren zu wühlen. Aber nach einer Weile ließ er die Hände wieder sinken. Sie baumelten an seinem Körper herunter, haltlos und schwer. Seine Augen bekamen einen starren Ausdruck. Und während er den Diebstahl seiner wichtigen Geheimdokumente zu begreifen suchte, fiel ihm plötzlich etwas ein, das er zuerst für ganz belanglos gehalten hatte: der Blick des Einverständnisses, den Wanja mit dem jungen Michael getauscht hatte . . .

Der Oberst zuckte zusammen, als es auf einmal an seiner Flurtür draußen läutete. Er lauschte gespannt. Kam man vielleicht gar jetzt schon, um ihn noch in derselben Nacht mit Schimpf und Schande davon zu jagen? Er wartete noch eine Weile, bis es zum zweiten Male klingelte. Nicht eben laut, aber seltsam eindringlich und rufend. Es war keine Täuschung möglich.

Da die Diener schon schlafen gegangen waren, entschloß sich der Oberst endlich, selbst zu öffnen.

Im matten Schein des Lampenlichts, das auf den dunklen Flur hinaus fiel, stand eine schmale Gestalt im schwarzen Abendmantel, den Kopf mit dem glatten, braunen Haar unbedeckt. Es war eine Frau. Wanja! Als Bantikoff fassungslos einen Schritt zurück trat, schlüpfte sie an ihm vorbei in die Wohnung.

Der Oberst folgte ihr grauengeschüttelt ins Zimmer. Da stand sie, den Revolver, den er während des Öffnens aus der Hand gelegt hatte, in den zitternden Fingern. Ihr Gesicht war ganz weiß, der Mund wie eine blutende Wunde. Sie sah den Mann aus weit offenen Augen an.

„Das also wolltest du tun, das also?" murmelte sie tonlos. Bantikoff hatte seine Fassung wiedergefunden. Er stand mit vor der Brust verschränkten Armen und blickte düster auf die zitternde Frau.

Dann lachte er kurz und rauh auf. „Jawohl, das wollte ich. Konntest du dir das nicht denken? Du hast übrigens ein Meisterstück mit dem Aktendiebstahl ausgeführt. Gestatte, daß ich dich dazu beglückwünsche, auch wenn meine Bewunderung nicht gerade von Herzen kommt!"

Sie ertrug demütig seinen beißenden Spott. „Es war mein Beruf, Andrej. Er ist nicht schlechter als viele. Wenn ich in deinen Augen auch eine Verräterin bin."

Er schnitt ihr mit knapper Handbewegung das Wort ab. „Es lohnt nicht, darüber zu debattieren. Was ich jetzt wissen möchte, ist nur noch das eine: Weshalb besuchst du mich noch einmal zu dieser ungewöhnlichen Stunde?"

Sie trat einen Schritt näher. „Deshalb", sagte sie leise, und legte etwas, das wie eine Papierrolle aussah und das sie bisher unter ihrem Abendumhang verborgen gehalten hatte, auf den Tisch unter der Kristallkrone.

Bantikoff riß die Papiere an sich. Er durchblätterte sie in fliegender Hast. Es waren die verschwundenen Dokumente. Er wurde blaß, während er die Frau anstarrte.

„Ich verstehe nichts mehr, Wanja. Willst du mir nicht helfen? Was hat dies alles zu bedeuten?"

Sie sah an ihm vorbei ins Leere. Ihre Augen hatten einen leidenden Ausdruck. „Ich konnte es nicht", murmelte sie kaum vernehmlich. „Bei dir nicht, Andrej! Komme jetzt, was will. Ich mußte dir die von Michael gestohlenen Akten zurückbringen."

Es blieb nach diesen Worten eine ganze Weile still. Nur eine Uhr tickte eilig und unbekümmert in die Stille, und der Atem der beiden Menschen ging laut und schwer. Dann wandte sich die Frau zum Gehen.

Aber ehe sie noch die Tür erreicht hatte, vertrat der Mann ihr den Weg. Er streckte ihr die Hände entgegen, in die sie ungläubig, zögernd die ihren legte. „Ja, Wanja?" „Ja, Andrej."

Da legte er endlich seinen Arm um sie, zart, fast behutsam. Hier hatte die Liebe gesiegt!

Draußen dämmerte der Morgen . . .



Bunte Chronik

*** Stubenvögel und Lautsprecher.** Jeder, der sich Stubenvögel hält und einen Radioapparat mit Lautsprecher hat, wird schon gemerkt haben, daß die Stubenvögel mit großer Aufmerksamkeit die Laute aus dem Lautsprecher verfolgen. In Familien, wo der Lautsprecher fast stets zur gleichen Stunde eingeschaltet wird, werden die Vögel schon etwas vorher unruhig, hüpfen hin und her, drehen den Kopf aus dem Käfig und warten gespannt darauf, daß sich Töne aus dem Lautsprecher hören lassen. Besonders Musik interessiert die Vögel: alle Arten der Vögel werden durch den Lautsprecher stark angeregt. Kanarienvögel, die sonst ihr Liedchen nur leise und mit Unterbrechungen vor sich hin pfeifen, setzen bald laut und schmetternd mit ihrem Gesang ein, wenn Musik aus dem Lautsprecher kommt. Es gibt auch Vögel, die aus dem Funkkonzert selbst etwas lernen wollen. Immer wieder geben sie sich Mühe, dieses oder jenes nachzuahmen, und häufig gelingt ihnen dies auch.

•

*** Massengräber aus dem Jahre 1316.** Die Ausgrabungen an der östlichen Mauer von Visby auf Gotland, dem schwedischen Rothenburg, haben zu bedeutenden Ergebnissen geführt. Man hat dort Massengräber freigelegt, in denen etwa 1800 dänische Ritter und schwedische Bauern begraben liegen. Die Gräber rühren von der großen Schlacht aus dem Jahre 1316 her, als der Dänenkönig Waldemar Atterdag die Visbyer besiegte. Man fand in den Gräbern Skelette dänischer Ritter mit Rüstungen. Es handelt sich um die größten Massengräber aus diesem Zeitalter. Die Funde haben einen großen historischen Wert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.